



OLIVER BOTTINI

DER TOD IN
DEN STILLEN
WINKELN
DES LEBENS

KRIMINALROMAN

e
BOOK

DUMONT



OLIVER BOTTINI

DER TOD IN
DEN STILLEN
WINKELN
DES LEBENS

KRIMINALROMAN

eBOOK DUMONT

Temeswar/Rumänien 2014: Ioan Cozma hat abgeschlossen mit der Welt. Der Kripo-Kommissar hat nur noch ein paar Jahre bis zur Pensionierung, und wenn er nicht groß auffällt, wird er sie erreichen, ohne dass jemand in seiner heiklen Vergangenheit wühlt. Doch die Welt will ihn nicht in Ruhe lassen. Ausgerechnet Cozma wird die Ermittlungsleitung in einem brutalen Mordfall übertragen: Die junge Lisa Marthen, eine Deutsche, wurde erstochen aufgefunden. Ihr Vater ist einer der vielen Großgrundbesitzer in Rumänien, und so fällt der Verdacht schnell auf einen Feldarbeiter, der in Lisa verliebt war und seit ihrem Tod verschwunden ist. Als eine Spur nach Mecklenburg-Vorpommern führt, macht Cozma sich auf den Weg und muss feststellen, dass er dort nicht der Einzige ist, der für Gerechtigkeit sorgen will – und dass er der eigenen Vergangenheit nicht entkommen kann.

Oliver Bottini zeigt den Menschen in seiner radikalen Einsamkeit. Einer Einsamkeit, die er durch Gier und Starrsinn selbst noch verstärkt. Doch eines bricht sich immer wieder Bahn – der Glaube an etwas Gutes und an Menschlichkeit. Die Spannung zwischen diesen Polen ist es, durch die ›Der Tod in den stillen Winkeln des Lebens‹ eine existenzielle Wucht entfaltet.



Credit: © Hans Scherhauser

Oliver Bottini wurde 1965 geboren. Für seine Romane erhielt er zahlreiche Preise, unter anderem viermal den Deutschen Krimi Preis, den Krimipreis von Radio Bremen, den Berliner ›Krimifuchs‹ und zuletzt den Stuttgarter Krimipreis für ›Ein paar Tage Licht‹ (DuMont 2014). Bei DuMont erschienen außerdem ›Der kalte Traum‹ (2012) sowie die Kriminalromane um die Freiburger Kommissarin Louise Boni. Oliver Bottini lebt mit seiner Familie in Berlin.

OLIVER BOTTINI

DER TOD IN DEN STILLEN WINKELN DES
LEBENS

Kriminalroman

DUMONT

Die Figuren der Romanhandlung sind erfunden. Ähnlichkeiten mit lebenden oder toten Personen wären zufällig und nicht beabsichtigt. Gleiches gilt für die Firmen Flying Banat, JM Romania, Rothauser Gruppe Immobilien bzw. Agrar (ROGA) und Tayma Group / Tayma Cereals sowie die fiktiven Dörfer Coruia und Prenzlin.

Oliver Bottini

Die Recherche für diesen Roman wurde von der Robert Bosch Stiftung im Rahmen des Förderprogramms »Grenzgänger« unterstützt.

Am Ende befindet sich ein Namensregister.

eBook 2017

© 2017 DuMont Buchverlag, Köln

Alle Rechte vorbehalten

Umschlaggestaltung: Lübbeke Naumann Thoben, Köln

Umschlagabbildung: © plainpicture/Martin Benner

Satz: Angelika Kudella, Köln

eBook-Konvertierung: CPI books GmbH, Leck

ISBN eBook 978-3-8321-8966-2

www.dumont-buchverlag.de

*Im Andenken an Giselher W. Hoffmann, den fernen Freund,
der viel zu früh unerreichbar wurde.*

*Wie hab ich das gefühlt was Abschied heißt.
Wie weiß ichs noch: ein dunkles unverwundnes
grausames Etwas, das ein Schönverbundnes
noch einmal zeigt und hinhält und zerreißt.*

Aus Rainer Maria Rilke, »Abschied«

2011

Mecklenburg-Vorpommern
7./8. April 2011

Sie verbrachten die Nacht auf Freitag im Haus in Prenzlín, fuhren am späten Vormittag weiter, gegen den Widerstand der Kinder, die das Haus liebten und Dänemark blöd fanden.

»Ihr wart noch nie in Dänemark«, sagte Winter.

»Weil wir es blöd finden«, erwiderte Emmy.

»Ist doch nur für ein Wochenende.«

»Und wenn wir in Dänemark vor Langeweile sterben?«, fragte Leon.

Auf der Autobahn wurden sie fröhlicher, keine Rede mehr vom Sterben, Winter hatte sie an seine Versprechen für Blåvand erinnert. Sie spielten ihr Lieblingsspiel, Sänger raten. »»On the Floor««, sagte Emmy und begann zu singen, und Leon rief: »Jennifer Lopez mit Pitbull!«, und fiel mit hoher Stimme ein. Winter hatte wie immer Mühe, den Text zu verstehen, zwei Jahre Schulenglisch in den Achtzigern bei einer Lehrerin, die nie über Güstrow hinausgekommen war, da konnte man nicht viel erwarten. Er hob den Blick zum Rückspiegel und musste lächeln. Emmys sich sanft wiegender Kopf, der Mund noch ein bisschen unsicher mit der Zahnsperre, ein entrückter Blick aus dem Seitenfenster. Er ahnte, dass sie an die Pferde dachte, die er ihr versprochen hatte, Pferde am Strand von Blåvand. Wo er die herbekommen sollte, wusste er noch nicht.

Versprich mir was für Dänemark, Papa.

Was denn?

Weiß nicht, irgendwas Tolles.

Mir auch, Papa!

Leon hatte er ein Quad-Rennen in den Dünen versprochen, der Vater gegen den Sohn plus Revanche. Winter hatte keine Ahnung, ob es in

Blåvand Quads gab. Ob Neunjährige Quad fahren durften.

Dünen gab es vermutlich.

Pferde und Quads im Sand von Blåvand also, dachte er zufrieden. Er hatte schon Unmöglicheres möglich gemacht.

»La la la, la la«, sangen die Kinder, das immerhin verstand er.

Eine Windböe drückte schwer gegen den Wagen, plötzlich war der Sturm da, der für Mecklenburg vorhergesagt worden war, und mit ihm die Anspannung. Windstärke 10, Nordost; noch immer stieg der Adrenalinspiegel, wenn Stürme kamen. Winter war in seiner Jugend zu oft draußen gewesen auf den Feldern, hatte gerettet, was zu retten war, wenn Unwetter über das flache Land rasten.

Claudias Fingerspitzen berührten seinen Arm. »Fährst du bitte langsamer?«

»Nein, *schneller*«, sagte Emmy. »Das ist eine Autobahn.«

»Viel schneller!«, rief Leon.

»Weitersingen«, sagte Winter, während er das Tempo drosselte.

Sie fuhren aus dem Waldstück in die ungeschützte Ebene hinaus. Der Wind drückte und lärmte, die Kinder sangen wieder.

Auch die Versprechen wurzelten, wie der Respekt vor Stürmen, weit in der Vergangenheit. Ein anderes Leben, ein anderes Land. Eine andere Frau ... Manchmal hatten das Leben und die Frau wie gelähmt unter einem tiefen grauen Himmel gelegen. Winters Versprechen waren sanfte Versuche gewesen, Licht vorzutäuschen. *Ja, Rom wäre toll. Versprich mir, dass ich irgendwann nach Rom komme ... Dass ich irgendwann losfahren kann und nicht mehr stehen bleiben muss, außer wenn ich will, und du fährst natürlich mit.*

Versprochen, Anett.

Er war eines Tages stehengeblieben. Anett nicht.

Die nächste Böe, er lenkte gegen, hielt den Citroën in der Mitte der Spur.

»Der Pitbull von Jennifer Lopez kann singen?«, fragte Claudia.

Leon brach in Gelächter aus, Emmy verzog fast angewidert das Gesicht. Emmy und ihre Mutter, da war der Wurm drin seit einer Weile. Winters Blick streifte Claudia. Die Wangen angespannt und blass, unter den

schmalen Augen viele neue Fältchen, um den Mund ein trotziger Zug. Er wusste, dass sie mit sich rang, im Durcheinander ihrer Gefühle um die Familie kämpfte. Um ihn. Sie hatte sich verliebt, in irgendjemanden aus dem Büro. Alles stand plötzlich auf dem Spiel.

Dann geh, war er manchmal versucht zu sagen.

Er wollte nicht, dass sie ging.

Und Emmy spürte es. Spürte alles mit elf Jahren.

»Warum ist das so lustig?«, fragte er.

Leon erklärte es nachsichtig. Pitbull war ein Rapper.

»Micha?« Claudia deutete nach vorn, und er konzentrierte sich wieder auf die Straße. Die Sicht war schlecht geworden. Vor ihnen trieben die Böen Staubfahnen über die Fahrbahn. Winzige Partikel prasselten hart gegen seine Seite. Er sah Bremslichter aufleuchten und verringerte die Geschwindigkeit abrupt auf achtzig. Leon beschwerte sich theatralisch und lachte dann, es klang ein bisschen erschrocken. Winter wechselte auf die linke Spur. Im Rückspiegel Aufblendlicht, gedämpftes Hupen. Rasch gab er Gas.

»Und warum heißt der Pitbull?«, fragte er.

Claudia hob erneut die Hand und sagte etwas, doch es ging im plötzlichen Aufheulen des Sturms unter. Zwei-, dreihundert Meter vor ihnen schob sich eine haushohe sandfarbene Wolke über die Autobahn, und Winter dachte, dass es am besten wäre, stehen zu bleiben, aber das ging ja nicht, auf der Autobahn stehen bleiben. Dann waren sie schon mittendrin, waren von wirbelndem Sand umgeben, die Scheiben bedeckt von Sand, er sah nicht einmal mehr das vordere Ende des Wagens, nur rote Lichter, denen sie sich rasend schnell näherten.

Er hörte Claudia aufschreien, als er das Bremspedal durchtrat, zu spät, sie krachten auf das Auto vor ihnen. Laut knallend schossen die Airbags aus der Verkleidung, ein heftiger Schlag gegen Brust und Gesicht, benommen rang er nach Luft, während er zusah, wie der Airbag schon wieder erschlaffte, was seltsam beruhigend wirkte, alles gut, dachte er, siehst du, alles vorbei ...

Sekundenlang war er unfähig, sich zu bewegen. Hektisch atmend starrte er auf die geborstene Windschutzscheibe, durch deren Risse Sand ins Wageninnere wirbelte, wo er sich mit dem weißen Talkumpuder der Airbags vermischte. Jenseits der Scheibe lag die Sichtweite unter fünf Metern.

Mehrere Menschen tauchten auf, rannten in Richtung Standstreifen.

Endlich gelang es ihm, den Gurt zu lösen und sich zur Seite zu drehen. Ein rascher Blick nach hinten, die Kinder schienen unversehrt. Claudia war in sich zusammengesunken, hielt sich den Unterarm. Winter zwang sich zur Ruhe, öffnete ihre Gurtschnalle und half ihr, sich zurückzulehnen, vorsichtig, der Unterarm war wohl gebrochen. Sie war leichenblass, brachte kein Wort hervor, nickte nur, alles okay, fast, und er unterdrückte die Angst und die Schmerzen in seiner Brust und nickte ebenfalls, bei mir auch.

Er wandte sich den Kindern zu. Emmy saß hochaufgerichtet da, die Hände auf den Ohren, die Augen geschlossen, aus ihrer Nase lief jetzt ein wenig Blut. Vor dem Fenster neben ihr flatterte der Seitenairbag. Plötzlich schüttelte sie wimmernd den Kopf, der Schock kam mit Verzögerung.

Leon rieb sich das Bein und weinte leise.

»Alles okay?«, stieß Winter hervor.

Emmy riss die Augen auf, wirkte vollkommen verwirrt, als wäre sie aus einem tagelangen Schlaf erwacht. Sie begann zu schreien, und er sah, wie ihre Hand nach dem Türgriff tastete. Nur nicht aussteigen, dachte er, und herrschte sie an: »Emmy, sitzenbleiben!« Sie beachtete ihn nicht. Als sie die Tür aufstieß, fuhr ein kräftiger Luftstrom ins Wageninnere, Sand drang in Winters Augen. Er hörte Claudias verstörte Stimme, legte ihr die Hand auf die Schulter, aber er hatte jetzt keine Zeit für sie, Emmys Schreie wurden immer schriller, sie hatte schon ein Bein halb im Freien, während sie mit beiden Händen am Gurtschloss herumfingerte und nach ihm schlug, weil er sie davon abzuhalten versuchte.

»Nicht aussteigen, Emmy, bitte! Emmy!«

Sie zerrte am Gurt, versuchte durchzuschlüpfen, und Winter öffnete hastig seine Tür, kämpfte sich in den lärmenden Sturm hinaus, wollte um den Wagen herum zu ihr. Sandkörner stachen wie Hunderte feinsten Nadeln

auf seiner Haut, drangen ihm in Ohren, Nase, Mund, und er dachte fassungslos, dass sie in eine Art Wüstensturm geraten sein mussten, bis er begriff, dass der Sand nicht aus einer Wüste kam, sondern von den umliegenden Äckern, er hatte den Geschmack von Erde im Mund, und er wusste doch, wie Erde schmeckte.

Die Augen mit einem Arm abschirmend, ließ er sich von den Böen am Wagen entlangstoßen, vorbei an Leons Tür zum Heck, musste sich für einen Moment an der Dachreling festklammern, um nicht weitergetrieben zu werden. Kaum einen Meter entfernt stand das nachfolgende Auto, die Beifahrertür offen, der Innenraum leer. Plötzlich brach ein riesiger Schatten in sein Blickfeld, grelle Lichter, eine mehrtonige Lkw-Hupe dröhnte. Hastig trat er einen Schritt zurück, stürzte über die Leitplanke des Mittelstreifens, kam mit dem Hinterkopf auf dem Boden auf. Noch immer dröhnte das Horn, alle anderen Geräusche verloren sich darin, selbst das Tosen des Sturms und seine Schreie, nur das Horn blieb, ein unerträglich aggressiver Klang, der sich an ihm vorbeizubewegen schien und doch gleich laut blieb, und er presste die Hände auf die Ohren, bis der Lärm endlich abbrach, Sekunden später, vielleicht auch Minuten, er hatte jegliches Zeitgefühl verloren. Solange Emmy nur nicht ausgestiegen war, dachte er, während er auf die Knie kam, solange die drei im Auto blieben, bis Hilfe eintraf, war alles egal.

Taumelnd stand er auf. Durch das Sandgestöber erkannte er mehrere Autos vor sich, doch die Farben stimmten nicht, kein Rot darunter, auch der Lkw war nicht zu sehen, er musste sich der falschen Seite zugewandt haben, vielleicht hatte er sich auch, ohne es zu bemerken, ein paar Meter entfernt.

Der Sturm riss ihm fast die Jacke vom Leib, während er sich den schmalen Mittelstreifen entlangkämpfte. Rechts und links Dutzende ineinander verkeilte, aufgerissene, querstehende Autos, auch rote darunter, aber nicht der Citroën, dazu Lkws, Kleintransporter, alle dicht an dicht, und doch nahm er dazwischen geisterhafte Schemen wahr, andere krochen aus Autofenstern, einer hockte auf einem Wagendach. Ein Stoß gegen die Schulter ließ ihn zur Seite wanken, ein Mann war aus der Sandwand

gestürzt, gegen ihn geprallt und weitergerannt. Vor ihm plötzlich eine dumpfe Explosion, Flammen griffen um sich, die der Wind auf ihn zu trieb. Die Schemen bewegten sich jetzt schneller, auch Winter begann zu laufen, auf das Feuer zu, als ihm klar wurde, dass er natürlich in die falsche Richtung rannte, ins Zentrum des Albtraums, Claudia und die Kinder waren doch auf der anderen Seite ...

Er wandte sich um, hatte die Böen jetzt im Rücken. Der Citroën musste links von ihm stehen, dicht neben der Leitplanke, also konzentrierte er sich auf diese Seite, passierte ein zerstörtes Auto nach dem anderen, hier und da Rot, doch kein Citroën, soweit sich das überhaupt noch erkennen ließ, der Sand machte es fast unmöglich, der Sand in den Augen, der Sand, den der Sturm über die Autos trieb, der Sand, der alles, was noch zu sehen war, in ein dunkles Gelb hüllte. Hinter einem nahen Fenster kaum sichtbar Menschen, nicht Claudia und die Kinder, ein Kombi, vermutlich weiß, warteten vielleicht auf Hilfe, so wie Claudia und die Kinder auf *ihn* warteten. Dann wieder etwas Rotes, ein Kleintransporter, wo um Gottes willen war der Citroën, dreißig, vierzig Meter hatte er abgesucht, der Citroën wie vom Erdboden verschwunden oder im Sand nicht mehr zu sehen. Jetzt ein weiterer liegengebliebener Lkw, die Fahrerkabine schräg über ihm wie ein aufsteigendes, zorniges dunkelgelbes Pferd, ein Pferd in Blåvand, dachte er und spürte plötzlich, dass er nicht mehr weiterlaufen konnte, dass er hier bleiben musste, bei dem zornigen Pferd, als gäbe es kein Weiter, kein Woanders mehr ...

Erschöpft ließ er sich auf den Mittelstreifen sinken und kauerte sich mit dem Rücken an die Leitplanke, die in den heftigen Böen vibrierte, den Blick gesenkt im Bewusstsein, dass das zornige Pferd da war und bleiben würde, hoch über ihm trotzte es dem Sturm. Unvermittelt dachte er an das Haus in Prenzlín, andere Gedanken waren nicht mehr möglich, als hätte es nie etwas anderes gegeben, nur das Haus. Wären sie doch auch an diesem Wochenende dort geblieben wie an so vielen Wochenenden zuvor, die Kinder liebten es, die stillen Winkel und Nischen, die uralten fremden Gerüche, die weichen Holzböden, die Geschichten von früher, die er ihnen an den Wochenenden im Haus erzählte, auch Anett schmuggelte er

manchmal in diese Geschichten hinein, das ist die Schwester von Jörg, den wir in Rumänien besucht haben, wisst ihr noch, und die Anett war schon überall auf der Welt und am liebsten in Rom, nur zu Hause war sie nie mehr, bestimmt war sie auch in Dänemark ... Wir wollen nicht nach Dänemark, sagte Emmy, und Leon sagte, weil wir da vielleicht sterben, und Winter sagte: Dann fahren wir da nicht hin, wir kehren um und fahren ins Haus zurück, da bleiben wir, solange wir wollen, und Leon rief: für immer, und Winter nickte und dachte: für immer, und begann zu weinen, er wusste jetzt, es war für immer. Hier und heute war für immer.

2014

I

FÜR IMMER

*Temeswar,
Hauptstadt des Kreises Timiș,
Rumänien
Ende September 2014*

WIE BEINAHE JEDEN MORGEN seit seiner Versetzung zur Kripo Temeswar vor fünfzehn Jahren stand Ioan Cozma auch an diesem Tag um sieben Uhr auf seiner Veranda, eine Tasse Kaffee in der einen, eine Zigarette in der anderen Hand, und blickte voller Mitgefühl auf die Bega, die jenseits der Straße in kaum zehn Metern Entfernung an seinem Häuschen vorbeirann. Ein Fluss, der nicht mehr wirklich Fluss sein durfte, sondern lediglich Kanal, zumindest über weite Strecken seiner zweihundertfünfzig Kilometer, weil im frühen achtzehnten Jahrhundert ein Kaiserlicher mit aberwitzigem Namen und aberwitziger Perücke verfügt hatte, die Sümpfe müssten trockengelegt werden. Die wilde Bega wurde begradigt, ein stolzer Fluss wurde zum Kanal, und aus den Sümpfen zu beiden Seiten der rumänisch-serbischen Grenze entstand die Banater Heide, Ackerland, so hieß es, erster Güte.

Fünzigtausend Euro hatte ein italienischer Investor kürzlich pro Hektar dieses Ackerlandes bezahlt. Cozma hatte keine Ahnung, wie groß ein Hektar war. Er interessierte sich nicht im Geringsten für Landwirtschaft. Aber er kannte den Radiomoderator, Liviu, und hörte ihm gern zu. Er hatte Liviu vor Jahren erleichtert seine zweite Ehefrau abgetreten, die wie die erste ein verheerender Irrtum gewesen war. Cozma und die Frauen – eine kleine Tragödie. Selbst jetzt, mit dreiundfünfzig, wusste er noch nicht, welche zu ihm passten und welche er unbedingt meiden sollte.

Er schnippte den Zigarettenstummel über den Grasstreifen auf das Sträßchen und kehrte ins Haus zurück. Die Bega passte zu ihm. Das Leben

hatte auch ihn begradigt, das Unkontrollierte, Zornige der frühen Jahre war nun einbetoniert, die gefährlichen Sümpfe ausgetrocknet. Wie die Bega trieb Ioan Cozma mit müdem Fatalismus dahin.

Die Frauen mochten das nicht.

Ihm dagegen war es lieber so. Nicht mehr auffallen. Nichts mehr riskieren. Keine Ermittlungsleitung mehr. Nichts Politisches. Unter dem Radar segeln, wie Cippo zu sagen pflegte, der Dienstälteste unter den Temeswarer *Comisari*: Wir lassen die anderen in die Scheiße treten, *wir* segeln unter dem Radar.

»Fünzigtausend!«, rief Livius empörte Stimme aus der Küche. »Das Fünzfach des durchschnittlichen Hektarpreises! 2005 hat der Hektar noch vierhundert Euro gekostet! Kein Wunder, dass unsere Bauern verkaufen, wenn die Ausländer mit dem Scheck wedeln!«

Cozma schlenderte durch den für das gedrungene Haus grotesk breiten Flur in die Küche. Liviu wurde immer radikaler und leidenschaftlicher in seinen Beiträgen vom Kühlschrank herab. Man konnte die wachsende Verzweiflung in seiner Stimme hören. Er suchte die Provokation, die Katastrophe. Cozmas zweite Exfrau schien auch ihn allmählich zu zermürben.

Sie werden es nicht leicht haben, hatte Cozma Anfang 2008 gesagt. *Sie ist sehr anspruchsvoll. Ein kleines Haus an der Bega mit zwei Zimmern und Blick auf eine Betonsiloanlage genügt ihr nicht. Es muss mehr sein. Immer mehr.*

Ich habe mehr, hatte Liviu erwidert. *Danke für Ihre Besonnenheit, Herr Cozma.*

Rufen Sie an, wenn Sie einen Rat brauchen.

»Weißt du, wie groß ein Hektar ist, Vater?« Cozma stellte Tasse und Teller ins Spülbecken und wandte sich dem Esstisch zu. Mit der rechten Hand fuhr er über das Wachstuch, um die Brotkrümel in der linken aufzufangen. Im Radio lief jetzt Musik von Bere Gratis. Liviu spielte seit Wochen fast nur noch rumänischen Pop, offiziell ein Zeichen des Protests gegen die Globalisierung und die damit verbundene kulturelle Gleichschaltung, in Wahrheit gegen die Aushöhlung seiner Identität als

Mann und Mensch durch eine missgelaunte einstige Schönheitskönigin aus dem weit entfernten Vaslui, die die westliche Welt erobern wollte und nur bis Temeswar gekommen war, wo Rumäniens Westen endete.

»Aber jetzt eine gute Nachricht!«, rief Liviu. »Unsere Freunde vom ›Institut für die Aufarbeitung der kommunistischen Verbrechen‹ lassen sich nicht aufhalten! Nach Alexandru Vişinescu sollen weitere Verbrecher der Diktatur für ihre Untaten angeklagt ...«

Cozma schaltete das Radio aus, nahm das Jackett von der Garderobe im Flur und verließ das Haus. Ein letzter Blick auf die Bega an diesem Morgen, man sprach sich gegenseitig Mut zu für alles, was da kommen mochte. Auf dem einst weißen Opel Kadett lag erstes gelbes Herbstlaub. Er klaubte Blätter von der Windschutzscheibe, dann stieg er ein, wie immer irritiert darüber, dass der Geruch der Mentholzigaretten seiner zweiten Exfrau noch immer aus dem Polster kroch, wenn er sich setzte.

Erneut Livius Stimme, Cozma drehte ihn stumm.

»Siehst du, Vater«, murmelte er, die Hände schon am Steuer, während der Dieselmotor unwillig auf Touren kam, »habe ich es nicht gewusst, sie kriegen alle, ob bedeutend oder unbedeutend, egal, wie lange es her ist. Es ist nur eine Frage der Zeit, das ist das Wesen der Demokratie. Die Demokratie ist eine Verheißung, aber wenn sie da ist, tut sie weh.« Alexandru Vişinescu war fast neunzig und der Erste, der nach einer Anzeige des IICMER angeklagt worden war. Ein ehemaliger Gefängnisdirektor, der politische Häftlinge angeblich misshandelt hatte, sodass viele von ihnen gestorben waren. Zuerst die Alten, so die Erklärung des Instituts, deren Sünden bis in die fünfziger und sechziger Jahre zurückreichten, denn sie sollten nicht sterben, ohne sich verantworten zu müssen. Später dann werde man sich den Jüngeren unter den einstigen *»Schergen Ceauşescus«* zuwenden.

Cozma fuhr los, bog auf die 591 in Richtung Zentrum ab. Ja, nur eine Frage der Zeit, wiederholte er in Gedanken, und nun war es eben so weit, nun war die Demokratie in Rumäniens dunkelste Vergangenheit vorgedrungen, und das war wie so vieles gut und schlecht zugleich.

Auch beim *Serviciul Criminalistica* hatte sich die Demokratie mittlerweile ausgebreitet, nein, eher die Globalisierung, dachte Cozma, während er gemessenen Schrittes die Treppen hochstieg, weil ihm der Fahrstuhl, ein widerspenstiges Relikt der Diktatur, zu häufig steckenblieb. Die meisten der jungen Kollegen waren ehrgeiziger und weltgewandter als er und Cippo und die anderen »Alten«. Sie verließen die Direktion nicht ohne Laptop oder iPad und vollbrachten mit dem Smartphone Unbegreifliches. Sie hospitierten bei westeuropäischen oder gar amerikanischen Polizeien und sprachen so gut Englisch, dass man ihnen zutraute, drei oder auch sechs weitere Sprachen zu beherrschen. Mehrere hatten nebenbei Italienisch oder Spanisch gelernt, weil arbeitslose Landsleute noch immer zur Obsternte ans Mittelmeer zogen und ihnen gelegentlich ein Temeswarer Ermittler nachreisen musste, wenn wieder ein elternloses Kind auf den Straßen der Stadt eingesammelt worden war. Ein anderer radebrechte Chinesisch, seit die fünfzigtausend Smithfield-Schweine den Chinesen gehörten. Ein dritter belegte Arabischkurse, denn schon länger bewirtschafteten arabische Agrarinvestoren Felder im Kreis Timiș und wurden wie viele andere von zumeist einheimischen Maschinen- oder Fruchtdieben heimgesucht.

Er passierte den Aufzug, der sich im selben Moment öffnete. Cippo stieg aus und trat neben ihn, wie immer leicht atemlos, als wäre *er* die Treppen hochgestiegen, und leicht nach Alkohol riechend. Mit eiserner Disziplin begann er zwar erst mittags zu trinken, doch der Geruch saß längst untilgbar in den Falten seiner Haut. Ohne den anderen anzusehen, reichten sie sich die Hand, eine Gewohnheit aus fünfzehn gemeinsamen Dienstjahren. Cozma war nicht sicher, ob er jemals auch nur einen einzigen Arbeitstag ohne diesen Händedruck beginnen wollte.

»Hast du Radio gehört?«, brummelte Cippo.

Er nickte. »Fünfzigtausend Euro pro Hektar, unfassbar.«

»Nicht das. Das ... andere.«

Sie bogen in den Flur ab, in dem das gemeinsame Büro lag.

»Wie groß ein Hektar wohl ist?«, fragte Cozma.

Cippo schloss die Bürotür auf. Wie immer ließ er Cozma, dem Ranghöheren, den Vortritt, eine Angewohnheit aus kommunistischer Zeit,

die ihm nicht auszutreiben war, mochte die Freundschaft noch so stabil sein.
»Na, hundert mal hundert Meter. Zehntausend Quadratmeter.«

Natürlich, dachte Cozma, die Rusus waren eine Familie von Kleinbauern, das war ihm entfallen. Bis zurück zu den Ururgroßeltern hatten Cippos Vorfahren nördlich der Stadt bei Firiteaz ein paar Hektar Land bewirtschaftet. Weil der Sohn Polizist geworden war, hatte man sie nach der Revolution verkauft.

Er setzte sich auf seine Seite des Schreibtischs und fasste die verschmutzten Fenster ins Auge, versuchte, sich eine Fläche von hundert mal hundert Metern vorzustellen. Ein Fußballfeld? Nein, eher eineinhalb Fußballfelder. Fünzigtausend Euro für eineinhalb Fußballfelder Ackerland ...

Er verwarf den Gedanken, sagte: »Ovidiu fährt wieder nach Berlin. Die Deutschen waren letztes Jahr so angetan von ihm, dass sie ihn noch mal eingeladen haben.« Vier Wochen Hospitanz bei der Berliner Kripo Ende 2013. Tagtäglich auf Taschendiebjagd in Bahnhöfen, auf Weihnachtsmärkten. Ovidiu kehrte begeistert und beschämt zurück. Drei Viertel der Diebe kamen nicht aus Deutschland. Zwei Drittel davon waren Rumänen, darunter viele Jugendliche. Einen hatte Ovidiu erkannt. *Victor Nica, du Dreckskerl!*, hatte er über den Bahnsteig eines S-Bahnhofs gebrüllt. *Nimm die Pfoten aus der Handtasche, sonst ruf ich deinen Vater an und hol mir die Erlaubnis, dich windelweich zu prügeln!* Drei Jungs rannten, einer sank fluchend aufs Pflaster.

»Ioan.« Cippo stand dicht bei ihm, rieb sich die wässrigen Augen.

»Keine Sorge«, sagte Cozma. »Sie sind erst bei den fünfziger Jahren. Bis sie die achtziger aufarbeiten, gibt es uns nicht mehr.«

Cippo hielt inne. »Uns?«

»Dich und mich.«

»Um mich mache ich mir keine Sorgen.« Er hob die Schultern, drehte die Handflächen nach oben. In seiner theatralischen Gestik offenbarte sich der überbordende Konsum italienischer Soap Operas, die er sich an einsamen Abenden ansah. Die meisten Abende in Cippos Leben waren einsam.

»Abgesehen davon wird es mich noch lange geben, Alkohol konserviert. Du dagegen könntest Glück haben und früh sterben.«

Schmunzelnd öffnete Cozma die Fallakte auf seinem Schreibtisch und fuhr den PC hoch. Einer der Ermittlungsleiter hatte ihn gebeten, eine Zeugenaussage auf ihren Wahrheitsgehalt hin zu überprüfen. Erst die Aufnahmen ansehen, dann mit geschlossenen Augen anhören, das war seine Spezialität, seit er sich aus der ersten Reihe zurückgezogen hatte und mit mehr Muße arbeitete. Er sah und hörte nun Gefühle und Zwischentöne, wo die »Jungen« nur Bewegungen sahen und Wörter hörten. Sie hatten es nicht so mit Gefühlen. Mit Logik und Fakten ja, aber Gefühle entgingen ihnen oft. Gefühle ließen sich nicht in Nullen und Einsen übertragen, waren zu schwammig für Excel-Dateien, waren da, ohne da zu sein. Sie standen dem raschen Erfolg im Weg, weil man alles vier- oder fünfmal sagen und hören und hinterfragen musste. In den Budgetvorgaben und *time schedules* moderner rumänischer Polizeiarbeit war kein Raum für Gefühle und Zwischentöne; in diesem Büro dagegen schon.

»Der, von dem sie heute berichtet haben, ist fünfundfünfzig«, sagte Cippo und nahm auf seiner Schreibtischseite Platz. »Einer von uns. Aus Transsilvanien.«

Cozma sah nicht auf. »Lass uns arbeiten.«

»Ich habe letzte Nacht nicht geschlafen deswegen.«

»Kam es nicht erst heute Morgen im Radio?«

»Vorahnungen. Ist mir schon einmal passiert, 24. Dezember 89, die Nacht, bevor sie Ceaușescu hingerichtet haben. Du wirst ein schlimmes Ende finden, Ioan.«

»Zwanzig Lei, wenn du den Mund hältst.«

»Von dir nehme ich kein Geld.«

»Dreißig?«

»Vierzig.«

Cozma schob vier Zehner über den Schreibtisch und hörte, wie Cippo sie in der Kaffeekasse verschwinden ließ.

»Fünzigtausend Euro für den Hektar, weil sie nur zweieinhalb Hektar gekauft haben. Sonst zahlst du hier im Kreis drei-, viertausend. Hab ich

schon gesagt, dass ich den Chef unten getroffen habe?«

Cozma sah auf. »Nein.«

»Er wollte dich sprechen.«

»Gleich?«

»Sofort.«

Cozma erhob sich seufzend.

»Hat sich bestimmt erledigt«, sagte Cippo. »Sofort ist lange her.«

WEIL DIE DEUTSCHE NICHT AUFHÖRTE, sich zu wehren, schlug er zu.

Jag ihr ein bisschen Angst ein, hatte ihm der Boss aufgetragen. Sag ihr, du beobachtest sie jeden Morgen, wenn sie im Fluss schwimmt. Du kannst nicht aufhören, an sie zu denken. Tag für Tag, Nacht für Nacht denkst du an sie. Du stellst dir vor, sie zu bumsen. Sag ihr, eines Nachts wirst du es nicht mehr aushalten und dich ins Haus schleichen, in ihr Zimmer, und sie bumsen. Jag ihr ein bisschen Angst ein, du weißt schon.

Dass er sie schlagen sollte, hatte ihm der Boss nicht aufgetragen. Aber sie hörte nicht auf, sich zu wehren. Also schlug er sie stumm.

Und weil sie fast nackt war und ihre Haut vom Wasser glitzerte, stellte er sich vor, sie zu bumsen, und hielt es plötzlich nicht mehr aus, und weil sie dabei wieder zu Bewusstsein kam, schlug er erneut zu, aber dann dachte er, dass sie ihn dabei ansehen sollte, und langte in den Fluss und spritzte Wasser über ihr Gesicht, und als sie die Augen öffnete, legte er ihr die Hand auf den Mund und sah sie an, während sie ihn dabei ansah.

Jag ihr ein bisschen Angst ein, nicht zu viel, hatte der Boss gesagt. Zu viel wäre nicht gut. Ihr soll nichts passieren. Nicht viel jedenfalls. Angst ist nicht viel. Angst ist genau das, was wir brauchen. Nicht mehr.

Aber sie hörte einfach nicht auf, sich zu wehren, selbst jetzt nicht, als er schwer auf ihr lag. Sie biss und kratzte und versuchte, zu schreien und zu treten, und da musste er sie wieder schlagen, bis sie endlich stillhielt.

Als er fertig war, fuhr ihm der Schreck über das, was er getan hatte, in die Knochen, und mit dem Schreck kam die Wut.

»Adrian ...!«, schrie sie unter seiner Hand und fing wieder an, sich zu wehren, und seine Wut wuchs immer mehr.

Da griff er zum Messer und befreite sich von der Angst und der Wut.

SIE STANDEN AM FENSTER, blickten aus dem dritten Stock über den Boulevardul Take Ionescu, Temeswar hinter Staub und Schlieren, verblasst und brüchig konturiert wie auf alten Fotos, ein Blick in die Vergangenheit. Ein Gespräch über die Zukunft.

»Also gut«, sagte Paul Bejenaru gereizt, »Dezember 2015. Vier Monate. Keinen Monat länger.«

»Februar 2016«, beharrte Cozma. »Du kannst einen wie ihn nicht zu Weihnachten freistellen.«

Bejenaru wandte sich ihm zu. »Einen wie ihn?«

»Fünfunddreißig Jahre Dienst.«

»Zwanzig zu viel, wenn du mich fragst.«

»Keine Frau, keine Kinder, keine Geschwister mehr. Was soll er den ganzen Tag machen?«

»Einen wie ihn«, wiederholte Bejenaru, den Kopf schüttelnd. »Er ist Alkoholiker und die Ineffizienz in Person.«

»So unmenschlich wirst du nicht sein, Paul.«

»Ich muss rationalisieren. Bukarest kürzt die Budgets. Die Abteilung muss effizienter werden. Vieles muss sich ändern.« Bejenaru ächzte. »Also gut, sechs Monate. Februar 2016.«

Cozma willigte ein, obwohl es ihm schwerfiel. Zwei Jahre Verlängerung beantragt, sechs Monate bekommen. Weiter würde Bejenaru Cippo nicht entgegenkommen, das wusste er. Immerhin, sechs Monate waren besser als nichts – anfangs hatte Bejenaru Cippos Verlängerungsgesuch ganz ablehnen wollen.

Er berührte die Scheibe mit zwei Fingern, zog eine Schneise in den Schmutz. Ohne den Schmutz sah Temeswar außerhalb der Altstadt anders

aus, fand er, hässlicher. Man erkannte die Defizite. Die grauen Wohntürme an den Boulevards abweisend, menschenfeindlich. Die zahllosen Häuschen in den Seitenstraßen wie sein eigenes angeschlagen und notdürftig geflickt. Die Tausenden historischen Gebäude vor sich hin bröckelnd, bis sie irgendwann abgerissen werden mussten. Ein bisschen Schmutz auf den Fensterscheiben tat Temeswar gut.

Bejenaru war zur Kaffeemaschine gegangen und hatte zwei Tassen gefüllt. Cozma wischte die Finger an seiner Hose ab, folgte ihm langsam, sagte: »2016 ist ein Schaltjahr. Am 29. Februar feiern wir seinen Abschied. Das wird ihn trösten. Ein Tag, der nur alle vier Jahre vorkommt. Ein Tag, den es schon im Jahr darauf nicht mehr gibt.«

»Du sagst es ihm?«

»Im Frühling.« Im Frühling war alles leichter, dachte er. Ein Ende wirkte im Frühling nicht so endgültig. Man hatte Energie und konnte Pläne machen über das Ende hinaus. Cippo liebte den Frühling. Wenn alles um ihn herum blühte, spürte er Kraft in sich. Im Frühling trank er weniger. Die Abende verbrachte er nicht zu Hause vor den italienischen Soaps, sondern saß auf den belebten Plätzen der Stadt und machte Pläne.

Ioan, wir sollten mal gemeinsam verreisen, eine Kreuzfahrt im Mittelmeer, so was in der Art. Ioan, ich denke darüber nach, mir einen Mops anzuschaffen, es gibt eine gewisse Ähnlichkeit zwischen mir und einem Mops. Ich könnte mich sozusagen mit mir selbst unterhalten.

Bejenaru reichte ihm eine Tasse. »Wenn du meinst.«

Sie tranken, schwiegen, mieden den Blick des anderen. Schoben hinaus, was kommen musste.

Auch Paul Bejenaru war für Cozma einer der Jungen, obwohl schon Anfang vierzig. Er hatte deutlich länger im postkommunistischen Rumänien gelebt als im kommunistischen. Ein feingliedriger, eleganter Mann, der sich die grauen Schläfen passend zum Naturschwarz färbte. Hospitanz beim FBI mit Mitte dreißig. Machte bei komplizierten Power-Point-Präsentationen mit hochgekrempelten Hemdsärmeln eine hervorragende Figur. Der Beste beim Schießtraining, Krav-Maga-Ausbildung. Blitzgescheit, nicht ohne Herz, ehrgeizig. Vielleicht zu ehrgeizig. Er sah die Leitung der Kripo

Temeswar als Zwischenstation auf dem Weg nach Europa, ohne den Umweg Bukarest. Europol in Den Haag war das Ziel, soweit Cozma wusste.

Er stellte die leere Tasse ab. »Und wann soll ich gehen, Paul?«

Cozma war aufs Dach des Gebäudes gestiegen, wohin Bejenaru die Raucher vertrieben hatte. Eine Zigarette im Mund, die Hände in den Hosentaschen, stand er im kalten Licht der Morgensonne an der Betonbrüstung und kämpfte gegen die Sorgen und Ängste an.

Keine Verlängerung. Der Abschied aus dem Dienst wie offiziell vorgesehen im November 2016. Noch zwei Jahre und zwei Monate statt, wie gedacht, gut vier Jahre.

Schon übernächstes Jahr.

Zwei Jahre und zwei Monate, dann war also Schluss, dachte er, dann waren die Tage und die Nächte tausendmal so lang wie jetzt und die Stille zu Hause unendlich. Und auch, wenn er die Rituale beibehalten konnte, morgens um sieben Liviu zuhören, auf der Veranda die erste Zigarette des Tages rauchen, die Bega betrachten, um Viertel nach sieben in den Kadett steigen – wozu? Wohin sollte er fahren? Warum sollte er zurückkehren? Wie sollte er in seinem stillen Haus mit den winzigen Zimmern die Erinnerungen und die Nöte und die Einsamkeit verdrängen?

Er hatte nicht gefeilscht, das hätte er als unter seiner Würde empfunden. Für einen Kollegen und Freund wie Cippo ja, aber nicht für sich selbst. Bejenaru hatte ihn angesehen und darauf gewartet, doch Cozma hatte ihm den Gefallen nicht getan. So, hatte er stattdessen gesagt und sich eine weitere Tasse des wunderbaren Kaffees eingeschenkt, äthiopische Bohnen, garantiert *fair trade*, streng rationalisiert und nur für besondere Momente, zum Beispiel, wenn Bejenaru die Verlängerungsgesuche der Altgedienten ablehnte. So, so.

Tut mir leid, Ioan.

Ja.

Nach dreißig, fünfunddreißig Jahren sollte man gehen. Die Motivation lässt nach. Man ist müde. Nein?

So muss es sein. Cozma hatte die Tasse in einem Zug geleert, als wäre Wasser darin gewesen, und gesagt: *Du solltest die Fenster putzen lassen, Paul, bevor man nicht mehr rausschauen kann.* Dann hatte er Bejenarus Büro mit dem seltsamen Gefühl, es wäre für immer, verlassen.

Er schnippte die Zigarettenkippe über die Brüstung. Zwei Jahre und zwei Monate, um sich Hobbys zuzulegen, eine Frau zu finden, die passte, vielleicht einen Job, ein neues Leben.

Cippo tauchte neben ihm auf.

»Fang bitte nicht wieder an«, sagte Cozma.

»Wüsste nicht, wovon.«

Cozma hielt ihm die Schachtel hin, schweigend rauchten sie, räusperten sich gelegentlich, um nicht aus Versehen etwas zu sagen.

Auf dem Weg zurück zum Treppenhaus fragte Cozma: »Hast du an Weihnachten 2016 schon was vor?«

»Nichts, was ich nicht absagen könnte.«

»Dann lass uns eine Kreuzfahrt machen. Du und ich und der Mops.«

»So schlimm?«, fragte Cippo.

»Nein, nein«, erwiderte Cozma. »Alles bestens.«